

Was machst du beruflich?

Ich bin seit drei Jahren selbständig als Buchautor tätig. Neben dem Schreiben leite ich für das Kultusministerium Workshops in kreativem Schreiben. Gelegentlich lektoriere ich für verschiedene Verlage oder übersetze belletristische Texte aus dem Englischen.

Was schreibst du?

Im Moment maßgeblich Krimis und Kinderbücher, bei letzteren vor allem Detektivgeschichten. Gemeinsam mit meiner Co-Autorin Corinna Harder habe ich u.a. eine Ratekrimi-Reihe entwickelt, deren fünfter und sechster Band im kommenden Jahr erscheinen werden. Weiterhin schreibe ich Kinder- und Jugendsachbücher sowie eben Erwachsenenkrimis. Ich komme ursprünglich von der Gruselgeschichte, aber in dieser Szene passiert im Moment nicht viel, man kann damit kein Geld verdienen, da der Markt seit Anfang der 90er ziemlich tot ist.

Hast Du gezielt »Marktforschung« betrieben und festgestellt, dass Krimis im Moment gut gehen?

Nein. Jens Lossaus und mein Wechsel zum Krimi vor einigen Jahren war eher eine unbewusste Sache und nicht ökonomisch gesteuert. Wir kamen, wie gesagt, von der Gruselgeschichte und vom Horrorroman her, und dort funktionieren viele Mechanismen, z.B. Spannungsaufbau und Dramaturgie, ganz ähnlich wie beim Krimi. Wir hatten dann irgendwann die Idee zu »Der Schädeltypograph«. Das Buch ist bezeichnenderweise ein bisschen düsterer, eine Art Grenzroman, der aber deutlich zum Krimi tendiert. Die Sache hat Spaß gemacht, die Figuren ließen sich gut entwickeln. Und so sind wir dabei geblieben. Dass sich dieses Rezept im Vergleich zu den unheimlichen und phantastischen Titeln um einiges besser verkauft, haben wir erst später gesehen.

Bist du ein Krimifan?

Eine prekäre Frage ... Die Leute erkundigen sich natürlich oft, welche Krimis ich bevorzuge, aber zeitgenössische Krimis lese ich eigentlich gar nicht. Sie interessieren mich nicht, weil sie von den Dingen, die ich beim Lesen schätze, zu wenig enthalten: humoristische Elemente, düstere und gruselige Anteile, usw. Das finde ich nur in wenigen Krimis – in deutschen sowieso nicht, aber auch in internationalen nur ab und an. Es gibt ein amerikanisches Autorenduo, das ich ganz gern mag, Douglas Preston und Lincoln Child. Die beiden schreiben gut recherchierte Thriller mit unheimlichem Einschlag. Jens Lossau und ich führen sie gerne als Vorbilder an, weil sie wie wir als Duo arbeiten. Klassische, straighte Krimis mit nichts als Mord, Detektiv und Aufklärung interessieren mich dagegen nicht.

Was ich an älteren Sachen schätze, sind die Romane von John Dickson Carr: Krimis mit unzähligen Clues, die der Detektiv, nachdem der Tathergang schon einmal mehr oder weniger zusammengesetzt wurde, noch einmal – viel komplizierter! – neu zusammensetzt und so den Fall löst. Diese Stories sind total konstruiert, aber eben auch witzig geschrieben, und es sind schöne Lehrstücke für klassische Krimidramaturgie.

Wann hast du mit dem Schreiben begonnen?

Es gibt Autoren, die einem stolz erzählen, sie würden seit ihrem siebten Lebensjahr Geschichten schreiben. Ich frage mich dann immer, warum jemand so etwas öffentlich sagt? Lesenswert dürften die eigenen Texte in diesem Alter kaum gewesen sein, und relevant für das spätere Schaffen ebenso wenig. Natürlich habe auch ich schon während meiner Schulzeit Theaterexzerpte oder Fake-Zeitungsartikel zusammengeschmiert – was man eben so macht, wenn man sich in dieser Zeit kreativ betätigen will. Vor zehn Jahren sind dann erste Kurzprosatexte entstanden. Jens Lossau und ich haben relativ bald danach angefangen zu publizieren, zunächst in Magazinen, dann 1996 in Form unserer ersten gemeinsamen Erzählungssammlung.

Das Schreiben hat sich mit den Jahren erheblich verändert: Damals geschah es aus kreativem Betätigungsdrang heraus, während es seit vier, fünf Jahren eine konkrete Arbeit unter Einbezug von Leser und Markt ist.

Ihr schreibt Romane zu zweit. Wie kam es dazu und vor allem: Wie funktioniert das?

Das ist die beliebteste Frage, die uns gestellt wird. Die Antwort ist für die Leute häufig überraschend, da sie kaum wissen, wie belletristische Bücher generell entstehen.

Aber zunächst vielleicht, wie es dazu kam: Jens Lossau und ich wurden gemeinsam in die erste Klasse eingeschult, kennen uns also seit nunmehr 24 Jahren. Nur auf dieser Basis können wir in der heutigen Konstellation und auf die jetzige Art und Weise zusammenarbeiten. Ich schreibe auch mit anderen Co-Autoren, aber die Art der Zusammenarbeit wie bei den Grosch/Passfeller-Romanen und den anderen Kollaborationen mit Jens Lossau funktioniert nur, da wir uns so lange kennen und nun seit über zehn Jahren aktiv zusammenarbeiten. Wir haben ungefähr gleichzeitig angefangen zu schreiben und sehr bald zusammen erste Kurzprosaabände herausgebracht. Aus dieser Phase kennen wir den Stil des anderen sehr gut. Wenn wir einen Roman zusammen machen, stellen wir uns aktiv auf die Schreibweise des anderen ein, das heißt, sprachliche Eigenheiten des anderen werden entweder bewusst parodiert oder unaufdringlich angewendet. Wir passen alles aneinander an und schleifen es anschließend glatt.

Der strukturelle Aspekt der Gemeinschaftsarbeit ist schnell erklärt: Belletristik wird heute ja überwiegend auf Exposébasis verkauft. Niemand schreibt ein ganzes Buch und bietet das fertige Produkt an in der Hoffnung, dass es jemand kauft. Mit einer so unökonomischen Arbeitsweise könnte niemand überleben. Das bedeutet, Verträge werden geschlossen, nachdem man ein kurzes Exposé erstellt hat. Im Normalfall wird anschließend, sobald es ans Ausarbeiten geht, ein wesentlich detaillierteres Strukturexposé mit Kapitelaufteilung und dem gesamten Inhalt erstellt. Es mag andere Gattungen geben, wo intuitiver geschrieben wird, aber beim Thriller – einer sehr konstruierten und pointierten Erzählform – ist das eben unumgänglich. Diese Exposés konstruieren Jens Lossau und ich gemeinsam und sehr aufwendig. Sobald das Strukturexposé steht, ist es im Grunde egal, ob ich es alleine ausarbeite oder ob es zehn Leute tun. Denn ich weiß von Anfang an, was in jeder Zeile des Buches passieren wird. Das heißt, ich kann an Kapitel sechs sitzen, während Jens Lossau an Kapitel elf arbeitet, und es wird hinterher trotzdem zusammenpassen. So

können wir unsere Texthälften unabhängig voneinander ausarbeiten. Wir faxen uns einzelne Kapitel während des Schreibens zu. Am Schluss gibt es mehrere Korrekturdurchgänge, sowohl von unserer Seite als auch vom Lektorat, und mit etwas Glück ist es am Ende irgendwann so, dass wir selbst nicht mehr genau wissen, wer welche Passage geschrieben hat. Die Sequenzen werden häufig anhand bestimmter handelnder Personen aufgeteilt, aber es gibt auch Passagen, wo im Nachhinein nicht mehr klar zu bestimmen ist, von wem sie stammen.

Hast du, als du mit dem Schreiben von Krimis angefangen hast, auch Anleitungen benutzt?

Da wir zuvor bereits einiges geschrieben und publiziert hatten, eigentlich nicht. Ich kenne ein paar anleitende Bücher, aber egal, ob sie gut oder schlecht sind – was sie alle nicht ersetzen können, ist die Rezeptionserfahrung, die man selbst gemacht haben muss. Das ist die beste Anleitung. Dass ich jahrelang aus Interesse und Überzeugung viel gelesen habe und auch heute noch im Schnitt auf eine hohe Anzahl gelesener Bücher auf jedes selbst geschriebene komme, ist essentiell für mich. Stephen King hat einmal gesagt, man müsse mindestens zehn Bücher gelesen haben für jedes, das man selbst schreibt; ich bin der Ansicht, dass es noch weitaus mehr sein sollten. Je mehr man liest, desto mehr erfährt man, wie andere Autoren bestimmte Dinge handhaben, man lernt, was einem gefällt und wie man es selber machen möchte. Ich kann nicht zehn Bücher schreiben und erst beim elften merken, dass ich Personen eigentlich auf eine ganz andere Weise exponieren möchte oder ein Spannungsbogen in Wirklichkeit ganz anders funktioniert. Es ist produktiver – und der Karriere weitaus zuträglicher –, wenn man solche Sachen während der passiven Rezeption erledigt und vor der eigentlichen schöpferischen Arbeit schon weiß, was man will. Wir sind daher wohl eher Autodidakten, wenngleich wir in den letzten Jahren durch die Zusammenarbeit mit Verlagen und Lektoren noch viele Dinge gelernt haben. Die Arbeit heute ist definitiv eine andere als vor zehn Jahren.

Woher habt ihr Eure Idee für »Der Schädeltypograph« genommen?

Die Idee für »Der Schädeltypograph« kam relativ zufällig. Ich habe Buchwissenschaft studiert, und einem von uns hatte den Gedanken mit den Drucktypen als Mordwerkzeug. In der gleichen Sekunde erkannten wir den Mehrwert, den wir auf Basis von recherchiertem Faktenwissen einbauen konnten: Das Thema gab einen Science-Thriller her, also einen Krimi mit historischem oder wissenschaftlichem Hintergrund, wie sie bereits seit den siebziger Jahren beliebt sind. So verpackten wir unsere krude Mordphantasie, die ja fast ins Horrorgenre fällt, so, dass sie möglichst viele Leute interessierte. Der Krimileser an sich mag ja generell sehr gerne etwas über fremde bzw. exotische Berufe erfahren. Wir dachten uns also, wenn man z.B. das akademische Milieu als Setting für die Handlung wählt, mit Wissenschaftlern, die alte Schriften untersuchen und so weiter, hat das einen faszinierenden Nimbus für den Leser. Und so war es dann auch. Es wäre aberwitzig gewesen, bei einem solchen Thema dieses Potential ungenutzt zu lassen. Das Buch spielt maßgeblich deshalb in Mainz, weil Mainz eben DIE Gutenbergstadt ist. Hier gibt es das Institut für Buchwissenschaft, die Kernzelle der deutschen Gutenbergforschung.

Und bei »Der Luzifer-Plan«?

Wir haben bei den Grosch/Passfeller-Krimis den Vorteil, dass wir zwei Autoren sind und dadurch ein verdoppeltes Kreativpotential haben. Daher dauert es nicht wirklich lange, bis uns eine verwertbare Idee kommt. Eine gute Basis, auf der man ein Krimiexposé ausarbeiten kann, lässt sich im Normalfall in einem oder zwei Sätzen zusammenfassen. Im Fall von »Der Luzifer-Plan« war es schlicht diese: Jemand behauptet, der Teufel zu sein, wird in eine Nervenklinik eingeliefert, und es passieren Dinge, die darauf hindeuten, dass er *tatsächlich* der Teufel ist. Das ist erneut eine der Phantastik nahe Idee und hat uns daher sehr fasziniert.

Wie recherchiert ihr im Vorfeld?

Das ist abhängig vom Thema. Bei »Der Schädeltypograph« ging es recht einfach, weil ich viele der buchwissenschaftlichen Aspekte noch vom Studium her kannte. Ich hatte Zugang zu den entsprechenden Fachtiteln bzw. besaß sie selbst, wie z.B. die fundierte Gutenberg-Biographie von Prof. Stephan Füssel. Bei »Der Luzifer-Plan« haben wir diverse Bibliotheken durchforstet und uns Sekundärtitel über den Teufel besorgt. Zusätzlich haben wir die Rheinhessen-Fachklinik besucht, eine Nervenheilanstalt, und dort Interviews mit Ärzten und Betreuern geführt. Wir sammeln generell immer etwa zehn- bis zwanzigmal so viel Stoff, als nachher im Buch Verwendung findet. Man kann die recherchierten Fakten nur in einem bestimmten Maße einbringen, wenn man die Leser nicht mit Geschwafel nerven will. Dennoch geht dem Schreiben generell viel Recherchearbeit voraus, vor allem anhand von Büchern, aber auch übers Internet. Für unseren neuesten Roman beispielsweise, »Die Menschenscheuche«, haben wir uns viele demographische Daten über Tirol aus dem Netz besorgt.

Wolltet ihr in »Der Schädeltypograph« typische Mainzer Begebenheiten aufzeigen?

Wir haben nicht wirklich viel derartiges ins Buch gepackt. Es gibt keine Erwähnung der 05er, es gibt keine Fastnacht. Und was erwähnt wird – Kleinigkeiten wie z.B. die beiden konkurrierenden Brezelbudenketten –, ist lediglich Beiwerk und nicht relevant für die Handlung. Wir wollten primär einen Krimi schreiben und erst sekundär ein Mainz-Buch, letzteres eigentlich nur, weil sich als Handlungsort wie gesagt Mainz aufdrängte. Als Folge mussten natürlich reale Schauplätze verwendet werden, denn irgendwo müssen die Opfer ja schließlich ermordet werden. Ein paar Anspielungen ans Mainzer Sozialmilieu kommen zwangsläufig vor, weil unsere beiden Ermittler ja mit Mainzer Figuren interagieren müssen. Wenn Grosch beispielsweise findet, der Mainzer Bahnhof sei hässlich, oder wenn erwähnt wird, dass das Stadtarchiv am Rhein liegt, dann hat der Mainzer Leser seinen Spaß, weil er die Lokalitäten wieder erkennt. Stadtfremde sind dann allerdings noch nicht so genervt, wie sie das von Dutzenden Seiten lahmer Ortsbeschreibungen wären, wie sie in vielen anderen Lokalkrimis heruntergenudelt werden. Die interessiert es einfach nicht, wie ein bestimmtes, real existierendes Weinlokal nun *en detail* eingerichtet ist; sie wollen, dass es mit der Handlung weitergeht.

Wollt ihr mit Euren Krimis eine bestimmte Zielgruppe ansprechen? Oder einfach jeden, der gerne liest?

Letzteres wäre natürlich schön. Davon war gerade neulich wieder im Verlag die Rede: Der Societäts-Verlag spricht normalerweise mit seiner belletristischen Reihe ein etwas anderes Publikum an, als wir das mit unseren Titeln tun. Ich hätte bis vor kurzem geschätzt, dass unsere Hauptleserschaft vielleicht zwischen 16 und 35 Jahren alt ist, weil das die Klientel ist, die wir beim Schreiben am ehesten im Hinterkopf haben. Die Erfahrungen des Vertriebs haben aber gezeigt, dass unsere Leser tatsächlich wohl überwiegend ein gutes Stück älter sind. Was wir sehr gerne erreichen würden, wäre, jüngeren Leuten mit unserem nihilistischen Humor und dem gewissen trashigen Touch etwas zu geben, das ihnen das langweilige Krimi-Genre schmackhafter macht. Andererseits wollen wir es damit nicht so sehr übertreiben, dass ältere Leute oder solche, die überhaupt nicht erfassen, dass bestimmte Stellen vielleicht lustig intendiert sind, nichts mehr mit uns anfangen können. Auch sie sollen unsere Bücher rezipieren können und sie als »normale«, spannende Krimis wahrnehmen.

Wie seid ihr mit »Der Schädeltypograph« beim Societäts-Verlag gelandet?

Wir hatten das Buch eigentlich schon einem anderen Verlag versprochen – wir wollen ihn Verlag XY nennen. Ein Vertrag sollte umgehend unterschrieben werden. Doch dann traf ich beim Einkaufen zufällig den Programmleiter des Societäts-Verlags, Dr. Jürgen Kron, den ich von der Uni kannte. Jens Lossau und ich waren ihm bereits ein Begriff, er hatte länger interessiert verfolgt, was wir schrieben. Wir unterhielten uns, und er sagte, dass er gerade eine Belletristikreihe mit Schwerpunkt auf regionalen Krimis starte. Ich erwiderte, dass wir zufälligerweise gerade regionale Krimis schrieben. Er war interessiert. Da wir bei Verlag XY noch nicht unterschrieben hatten, trafen wir uns zu dritt, und das Angebot von Societät war für uns interessanter als das andere. So entwickelten wir innerhalb einer Woche für Verlag XY ein neues Exposé, »Der Schädeltypograph« erschien bei Societät und lief prima an, u.a. wegen des doch etwas überregionaler verwertbaren Themas. Mittlerweile ist er zusätzlich im Taschenbuch und als Hörbuch erschienen, alles beim Societäts-Verlag.

Wie wurde/wird für eure Bücher Werbung gemacht?

Mit »Der Luzifer-Plan« brach insofern eine neue Ära an, sowohl für uns als auch für den Societäts-Verlag, als speziell für dieses Buch – wie auch für unser kommendes, »Die Menschenscheuche« – eine PR-Agentur engagiert wurde. Diese verfügt über einen reichen Verteiler an Pressekontakten und Rezensenten, speziell für das Krimigenre. Die Agentur hat »Der Luzifer-Plan« intensiv beworben und uns viele Rezensionen eingebracht. Auch Veranstaltungen und Interviewtermine wurden uns durch sie vermittelt. »Der Schädeltypograph« wurde im Jahr zuvor maßgeblich von der Presseabteilung des Societäts-Verlags beworben. Deren Regionalverteiler mit hessischen und rheinland-pfälzischen Kontakten war in Bezug auf das Thema auch durchaus adäquat. Man kann grob sagen, dass vier Fünftel der Öffentlichkeitsarbeit für unsere Bücher aus Presserevisionen besteht, das restliche Fünftel aus Werbeanzeigen, Interviews und Fernseh- bzw. Radiofeatures.

Kannst du sagen, wo die Bücher am Besten verkauft wurden? War es bei »Der Schädeltypograph« schon eher Mainz und Umland?

Das ist schwer zu sagen. Wir bekommen keine regional spezifizierte Rückmeldung, da Grossisten den Buchhandel beliefern und man von überall im Internet bestellen kann. Eine Rückmeldung jedoch, die wir über die Vertreter des Societäts-Verlags bekamen, besagt, dass es am Rhein entlang, von Ludwigshafen bis Köln und ein Stück darüber hinaus, besonders gut läuft. Die Buchhändler haben uns als Marke akzeptiert und auch »Der Luzifer-Plan« wieder fleißig geordert. Aber es kommen auch per Mail immer wieder Kommentare von Lesern aus allen möglichen Ecken Deutschlands.

Hinzu kommt, dass wir häufig Live-Veranstaltungen machen, und eben nicht nur in unserem direkten Einzugsgebiet. Wir sind durchaus in größerem Radius unterwegs, und da die Säle dort auch nicht leer bleiben, schließen wir daraus, dass man offenbar schon mal von uns gehört oder das eine oder andere unserer Bücher gelesen haben muss. Es lässt sich aber nicht wirklich einkreisen, wo die Hochburgen des Grosch/Passfeller-Fantums sind. »Der Schädeltypograph« dürfte natürlich im Mainzer Raum sehr häufig verkauft worden sein. Aber Gott sei Dank nicht nur dort ...

Glaubst du, dass »Der Luzifer-Plan« und auch das neue Buch bundesweit bekannter werden, weil es eben keine typischen Mainzer Themen sind?

Der Mainz-Bezug war in dieser Hinsicht dem »Schädeltypograph« ja nicht abträglich. Wie gesagt, das Buch lief auch andernorts gut, weil Gutenberg überall ein Begriff ist. Und historische Aspekte bzw. ein exotisches Berufsmilieu für die Handlung sind Dinge, die Krimileser generell schätzen. Mit den Folgebänden haben wir wiederum versucht, Themen aufzugreifen, die überregional interessant sein könnten. Der Teufel ist *per se* ein starkes Thema, und ich habe die Hoffnung, dass die Science-Thriller-Welle noch nicht ganz abgeebbt ist und auch kryptozoologische Aspekte interessant für den Leser sind. Dann könnte »Die Menschenscheuche«, das u.a. den Yeti zum Thema hat, überregional ebenfalls angenommen werden.

Jetzt habe ich schon viel Positives von euren Lesungen gehört. Erzähl doch mal, was ihr dabei so macht.

Man sollte sich immer im voraus Gedanken darüber machen, dass es verschiedene Formen gibt, den Zuhörer zu unterhalten. Sowohl Jens Lossau als auch ich finden nichts langweiliger, als wenn einfach jemand auf der Bühne sitzt und vor sich hin liest. Auch bei Hörbüchern, die ja in den letzten Jahren einen ziemlichen Boom erlebten, ist es oft so, dass einfach nur Text heruntergelesen und überhaupt nicht dafür gesorgt wird, dass man z.B. in Dialogen die Charaktere stimmlich ein bisschen unterscheiden kann. Ich schätze seit frühester Jugend Hörspiele mit verschiedenen Sprechern, daher habe ich gewisse Schwierigkeiten mit Hörbüchern, in denen eine Person allein mit immer gleicher Stimme ein ganzes Buch wiedergibt.

Uns wurde relativ früh klar, dass wir live mit Musik arbeiten wollten, um das Gelesene in Kapitel bzw. Episoden zu unterteilen. So haben die Leute während der Interudien auch mal Gelegenheit,

***Interview mit Jens Schumacher für eine Magisterarbeit im Fach Komparatistik,
geführt am 19.08.2004 von Jessica Hamburger***

wieder aufzuwachen, zu husten, etc. Zum ersten Mal haben wir das 2002 anlässlich der Pressepräsentation von »Der Schädeltypograph« ausprobiert. Zusätzlich begannen wir, dialogisch vorzutragen, die Tatsache ausnutzend, dass wir eben zu zweit sind. Wir haben folglich von vornherein mindestens zwei verschiedene Stimmen zur Verfügung, und da wir uns nicht zu schade sind, mit verstellten Stimmen zu operieren, ergibt sich eine Fülle weiterer Klangfarben. Später kamen dann eigens komponierte Scores hinzu, wir begannen, mit Licht und Nebel zu experimentieren. Für künftige Veranstaltungen wollen wir schauen, ob man mit Geräusch- und/oder Stimmeeffekten noch einen draufsetzen kann.

Live geht es darum, die Sache kurzweilig zu gestalten und die Leute vergessen zu lassen, dass Sie eine Stunde oder länger bewegungslos dazusitzen müssen. In der heutigen schnelllebigen Zeit muss man einfach mehr bieten, und die Hörrezeption von Texten ist darüber hinaus auch viel einfacher, wenn sich der Vortragende ein bisschen Mühe mit Artikulation und Modulation gibt. Bis es so gut lief wie heute, hat es allerdings Jahre gedauert. Wir werden mittlerweile häufig gefragt, welche schauspielerische Ausbildung wir genossen hätten – witzig, denn das haben wir ja nie!

Beobachtest Du die Krimiszene in Mainz?

Es bleibt uns nicht verborgen, wenn jemand wieder etwas Neues gemacht hat. Jens Lossau arbeitet ja halbtags noch im Buchhandel, von daher bekommen wir das irgendwann mit. Ich habe mir anfänglich ein paar von diesen Sachen angeguckt, fand aber vieles, überwiegend aufgrund der mangelnden Legitimation, sich regional verhaftet zu geben, nicht wirklich prickelnd. Abgesehen davon war es mir persönlich handwerklich oft zu schwach gemacht. Als ehemaliger Buchwissenschaftsstudent, von Professor Füssel zur Bibliophilie erzogen, fand ich zudem viele dieser Bücher unansprechend gestaltet, z.B. schlecht gesetzt. Das sind aber subjektive Kriterien, die den normalen Leser natürlich nicht scheren.

Mich interessiert die regionale Szene nicht sonderlich. Wie und was die Kollegen arbeiten, ist für mich nicht relevant, weil die meisten ja andere Beweggründe haben zu schreiben. Ich kenne unter den AutorInnen von Mainz-Krimis jedenfalls keinen, der von seinen Büchern lebt. Persönlich kenne ich außer Christian Pfarr niemanden aus dieser Szene. Ich sehe aber z.B. anhand von Plakaten, was diese Leute machen und finde es insofern gut, weil es den Fokus der Öffentlichkeit auf eine spezielle Art Krimis richtet und ich davon im Endeffekt auch profitiere, zumindest insofern, als es den »Schädeltypograph« betrifft. Aber ich bin ja ohnehin wie erwähnt kein großer Krimileser, und der Regionalkrimi ist auch nicht das, was Jens Lossau und ich schwerpunktmäßig machen.

Was glaubst Du, wie lange es noch Mainz-Krimis geben wird? Etabliert sich hier eine Szene, oder werden diese Krimis so schnell verschwinden, wie sie gekommen sind?

Also, wirklich schnell oder unvorhersehbar sind sie ja gar nicht gekommen. Es hat seinerzeit relativ lange gedauert, bis Berndorfs Eifel-Krimis, die als Vorreiter der Regionalkrimis angesehen werden können, richtig gut liefen. Erst dann kam das Phänomen nach und nach in anderen Gebieten auf, so eben auch in Mainz. Der Umstand, dass quasi jeder in der hiesigen Region weiß, dass es Mainz-Krimis gibt, zeigt, dass die Sache publik geworden ist und die Leute das Thema offenbar

***Interview mit Jens Schumacher für eine Magisterarbeit im Fach Komparatistik,
geführt am 19.08.2004 von Jessica Hamburger***

interessant finden. Ich denke, dass sich das schon noch eine Weile erhalten wird. Aber ich möchte in Abrede stellen, dass irgendwann jemand ausschließlich mit Mainz-Krimis reich oder berühmt werden wird. Dafür ist die Klientel einfach nicht groß genug. Einzelne Bücher mit regionalem Einschlag wird es aber weiter geben, solange die Leute gerne über das lesen, was sie kennen.

Habt ihr aus den Reihen der Buchwissenschaftler Reaktionen auf »Der Schädeltypograph« erhalten?

Professor Füssel, Leiter des Mainzer Instituts für Buchwissenschaft, war seinerzeit mit seinem halben Seminar auf der Buchvorstellung und unter den Gästen, die am lautesten gelacht haben. Er hat das Buch später gelesen und uns daraufhin für eine Lesung ans Institut gebeten. Einige institutsbezogene Anspielungen hat er wiedererkannt, aber auf der anderen Seite haben wir ja viele Fakten verfremdet, u.a. Wesenszüge von unterschiedlichen Dozenten vermischt. Der Mörder in »Der Schädeltypograph« trägt beispielsweise Charakterzüge, die auf keinen der realen Dozenten zutreffen. Wir hatten gar keine Bewandnis, dort irgendjemandem an den Karren zu fahren. Im Wesentlichen ging es nicht um Personen, sondern um das Institut, denn wir brauchten im Buch einen Gutenbergspezialisten. Professor Füssel fand die Verknüpfung von Faktenwissen und belletristischer Fiktion jedenfalls amüsant. Ich sagte damals im Scherz zu ihm, dass »Der Schädeltypograph« aufgrund der vielen buchwissenschaftlichen Fakten mit etwas Glück das neue »Der Name der Rose« für Buchwissenschaftsstudenten werden könnte – Standardlektüre für Erstsemester. Mal abwarten ...

Wie sind die Reaktionen eurer Leser?

Wir kommen auf unseren Lesungen nur mit Leuten in Kontakt, die dorthin gehen, weil sie sich für die Bücher interessieren und uns daraus lesen hören wollen. Folglich gibt es da kaum negative Reaktionen, das ist also unrepräsentativ. Auch Rückmeldungen von Leuten aus dem eigenen Bekanntenkreis sind immer subjektiv gefärbt. Darüber hinaus kommen wir mit unserer Leserschaft kaum in Kontakt, leider.

Jetzt im Herbst erscheint das neueste Buch von euch?

Es werden mehrere neue Titel erscheinen, zwei von Jens Lossau und mir, davon eines beim Societäts-Verlag. Es wird »Die Menschenscheuche« heißen, unser bisher umfangreichster Roman. Das Buch spielt in Tirol und hat Kryptozoologie, Tibet und den Yeti zum Inhalt.

Wird es in der Grosch/Passfeller-Reihe noch weitere Krimis geben?

Davon gehen wir aus. Die ersten beiden laufen gut, Ideen gibt ebenfalls genug. Wir hätten bequem Stoff für die nächsten sechs Bände.

Danke für das Gespräch.